

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 26

Artikel: Was fang ich an?

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach und nach erwachte in dem Hochbegabten die Liebe zur Poesie. In Basel, wohin er sich später begab, wohnte er meistens nur literarischen Vorlesungen bei. Die schönsten und tiefsten Anregungen erhielt er hier von Wilhelm Wader-nagel und Jakob Burkhardt. Wohl auf jene Zeit mögen die Verse hinweisen:

„Ich hat ein leicht auflodernd Herz;
Ein hübsches Weib gefiel mir wohl...“

Denn in Basel fasste er Liebe zu einer Frau namens Emma Brenner. Mit Macht erwachte da die Poesie in ihm, Lied um Lied entstand und das Leben erschien dem wildgenialen Dichter plötzlich voll Licht und Frühling. Doch das Feuerlein der Liebe erlosch gar bald. Leuthold verließ Basel und begab sich nach Zürich. Im Verkehr mit deutschen Flüchtlingen schrieb er hier politische Lieder. Sein Studium vernachlässigte er immer mehr. Abermals entflammte in ihm die Liebe — und wiederum ist es eine verheiratete Frau, zu der er sich hingezogen fühlt. Karoline Marie heißt sie und lebte vorher in unglücklicher Ehe mit einem Engländer. Eine unbändige Italiensehnsucht erwacht nun in Leuthold. Namentlich bewundert und verehrt er jetzt Platen. Nachdem Karoline ein Töchterlein zur Welt gebracht hatte, zog Leuthold mit Karoline dem Süden entgegen. Hier unten, näher dem Himmel und näher der Sonne, verlebte der Dichter eine ungetrübte, sorglose Zeit. „Wir zählen weder Tag noch Stunde, das ist ein süß Begrabensein“, schrieb er einst in der Einsamkeit des sonnigen Südens. Ein mächtiger Arbeitseifer beselte ihn und machte ihn glücklich. In dieser Zeit entstanden denn auch seine wundervollen genuesischen und venezianischen Sonette und die prächtigen Rivieralieder. Daneben widmete er viel Zeit dem Studium der italienischen Literatur oder füllte seine Tage mit Übersetzungen aus. 1855 kehrte er wieder in die Heimat zurück. Das Wertvollste, was er aus dem Süden brachte, waren seine Gedichte. Wenn auch darin da und dort die Kraft, die Tiefe und das Neue fehlen, so ist ihnen doch ein seltenschöner Wohl-laut eigen. Geradezu bezaubernd wirkt die Rhymenfülle. Sie erinnert uns etwa an Herwegh und Hölderlin. Reich sind seine Gedichte ebenfalls an Formenschönheit. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien begab sich Leuthold nach München und trat dort in den Dichterkreis „Krokodil“ ein. Hier verkehrte er mit Geibel, Dahn und Hense. Trotzdem dieser Dichterkreis anregend auf ihn einwirkt, warf er dennoch Schatten auf seine Seele. Manche Schriftsteller traf er hier an, deren Ruhm von Tag zu Tag wuchs — er aber blieb verkannt und ungenannt. Dazu befiel ihn noch ein Lungenleiden. Bitter empfand er oft den Kampf um sein täglich Brot. Mehr denn je war er der Verzweiflung nahe. Mit kleineren Zeitungsarbeiten und Kritiken schlug er sich mühsam durchs Leben. Die Poesie schien ihn verlassen zu wollen. Innere Kämpfe verdunkelten mehr und mehr sein Dasein. Gemeinsam mit Geibel gab er 1862 die „Fünf Bücher französischer Lyrik in deutscher Nachdichtung“ heraus. Als die „Süddeutsche Zeitung“ von München nach Frankfurt verlegt wurde, folgte auch Leuthold dahin. Die Nachricht, sein Halbbruder Gottfried, den er über alles liebte, sei gestorben, versetzte den Dichter in tiefe Trauer. Er kehrte heim in sein Vaterland, zog aber bald darauf mit Karoline und seiner Mutter nach München zurück. Immer mehr schwand sein Arbeitsgeist. Tagelang war er untätig. Kurze Zeit war er Chefredaktor der „Schwäbischen Zeitung“. Doch die Stelle behagte ihm nicht. Die ersten Anzeichen geistiger Umnachtung stellten sich ein. Oftmals traf man ihn jetzt betrunken an. Nicht selten deflamierte er in den Schenken seine Gedichte. Sogar mit Selbstmordgedanken trug er sich herum. Ein unstetes Leben peitschte ihn hin und her. Er führte ein wildes Mannesleben und näherte sich immer mehr der geistigen und seelischen Zerrüttung. Mitten in diesem Taumel packt ihn eine neue Liebe. Diesmal ist es eine Enkelin Wilhelm von Humboldts. Und siehe: Neu und stark erwacht die Poesie in ihm! Klassische Studien beschäftigen ihn, das

Epos „Penthesilea“ entsteht, er übersetzt antike Lyrik ins Deutsche, schreibt „Die Schlacht bei Sempach“ in Versen und die Hannibalhaphsodien. Dann aber machten sich die körperlichen und seelischen Leiden wiederum in vermehrtem Maße bemerkbar. Immer finsterer wurde es um ihn her. Sogar Wutanfälle stellten sich ein. Im August des Jahres 1877 musste Heinrich Leuthold in die Irrenanstalt Burg-hölzli bei Zürich verbracht werden. Zwei Jahre später, am 1. Juli 1879, erlöste der Tod den Dichter von all seinen Leiden. Auf der Rehala bei Zürich wurde er beigesetzt. Ein kleiner Trupp von Freunden schritt hinter dem Sarg einher. Unter ihnen befanden sich auch Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Jakob Bächtold. Bächtold, der gemeinsam mit Keller die Gedichte Leutholds herausgegeben hat, schrieb später: „Das Antlitz des Toten hatte monumentale Züge; wie ein gefallener Held lag der Mann da.... Das unbändige Herz hatte ausgeschlagen.“ — 1914 hat Bohnenblust die Werke Leutholds in drei Bänden veröffentlicht. Wer heute seine Dichtungen liest, der muß den Vorwurf, Leutholds Verse seien ein seelenloses Wortflangspiel, zurückweisen. Denn immer und immer wieder treffen wir bei ihm Gedichte, denen neben der Form und dem Wohlklang auch Tiefe und Lebensweisheit eigen sind. Man denke nur an den „Waldsee“, die „Heimkehr“, „Blätterfall“, „Nacht“, „Das Mädchen von Reffo“ und andere mehr. Meisterhaft beherrschte Leuthold die Form des Sonetts. Geradezu vordächtlich sind seine Gaselen. Er war eben mehr Lyriker als Epiker. In „Selbstkritik“ schrieb Leuthold:

„Ein weites Feld lag meinem Streben offen:
Ich rang nach Schönheit, Unmut, Formenreinheit,
Groß war mein Mut, zu groß vielleicht mein Hoffen,
Zwar ich erhob mich über die Gemeinheit;
Doch fehlt mir, der ich reich an Plan und Stoffen,
Die wahre Kunstvollendung, Maß und Einheit.“

Und heute, fünfzig Jahre nach seinem Tode, denken wir mit einer leisen Trauer im Herzen an ihn zurück und erinnern uns seiner Worte: „Siehst du sturmenthaft einst ein Schiff auf hohem Meere, dann mit einem leisen Grauen wirst du meiner noch gedenken.“ H. H.

Das Abendkonzert.

Fabel von Roland Bürgi.

Es war Abend. Der Dirigent der Frösche saß auf einem Seerosenblatt. Rings um ihn harrten hundert breite Fröschauler auf den Anfang des Konzertes. Doch der Dirigent schien heute sehr beschäftigt. Endlich erhob er sich: „Meine Damen und Herren“, rief er ärgerlich, „ich habe die Nachtigall und die Lerche eingeladen, in unserem Vereine mitzusingen. Beide hatten die Gemeinheit, abzulehnen. Und als ich sie nach dem Grunde fragte, waren sie frech genug, zu sagen, bei uns werde zu viel geflatscht und zu wenig wirkliche Kunst gepflegt. Ich aber sage euch!“ schrie er in hellem Zorn, „wer nicht an der großen Aufgabe unserer Gemeinschaft arbeiten will, ist schlecht und nichts wert, ja ganz gewiß, quaf, quaf, quaf!“ Und alle Frösche nüchten eifrig und schrien eine Stunde lang aus vollem Halse durcheinander: „Quaf, quaf, quaf!“

Dann war das Abendkonzert beendet, und die Frösche gingen zur Ruhe.

Was fang ich an?

Ach, den ich hätte gern,
Der ist von mir so fern;
Und den ich gar nicht mag,
Den seh ich alle Tag.
Ein' Schönen krieg ich nicht,
Ein' Wüsten will ich nicht,
Und ledig bleib ich nicht,
Was fang ich an? Volksmund.